

Vom Umgang mit dem Tod und den Toten : Deadline

Autor(en): **Vogel, Fritz Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **87 (2000)**

Heft 10: **Nekropolis**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-65187>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Umgang mit dem Tod und den Toten

Deadline

Die Seele ist heimgegangen, die Identität gestorben, die Leiche mit einem Laken zugedeckt, um sie als tot zu markieren respektive vor den Lebenden zu verbergen. Weil die Bevölkerung weltweit zunimmt, wird rationalisiert, standardisiert, digitalisiert. Wenn der Mensch von der Vorderbühne abtritt, wird die Hinterbühne aktiv.

In diesem Essay wird der Tod von der technischen Seite her erschlossen. Allerdings aus der Sicht der Volkskunde. Der Autor geht gesellschaftlichen und hygienischen Vorstellungen der Neuzeit mit der sauberen Entsorgung des Leichnams in Kremationsöfen nach und den zur Verewigung eingesetzten virtuellen Links.

Die Todeslinie markiert eine Grenze, die nicht überschritten werden kann. Deadline. Mit technischer Raffinesse und ethischem Kalkül werden heute Hirntote nach Bestandteilen und Lebendgewebe abgesucht, nachdem die Sinnesnerven die Nulllinie markiert haben: Zuerst wird der Hustreflex festgestellt, indem man ein Plastikschläuchlein in die Gurgel stösst, dann wird mit einer Kanüle rechts und links in die Nasenscheidewand gestochen, was beim Lebenden einen starken Schmerzreiz im Bereich des Trigeminusnervs auslöst, drittens wird das Puppenkopffhänomen untersucht, bei dem die Augen des Lebenden bei einer schnellen, passiven Kopfbewegung Gegensteuer geben, schliesslich tupft man die Netzhaut mit einem Papiertuch an und blendet die Pupillen. Ist keine Regung zu sehen, zu spüren, zu messen, Blinzeln out, Hirnstrom null, die Augen tot, der Mensch eine Masse, dann fällt der Name vom Fleisch. Zum sozialen

Tod, bei dem das betroffene Individuum von anderen nicht mehr als aktiv Handelnder anerkannt wird und die Territorien des Selbst ausser Kraft gesetzt sind, gesellt sich der medizinisch-juristische Tod.

Unsere Spezies weiss als einzige um das Ende. Und wir tun nicht wenig, dieses hinauszuschieben, zu verdrängen, vergessen zu machen. Das physische Sterben dauert aufgrund der intensiveren medizinischen Betreuung und des langwierigen Verlaufes bei Krebs und Herz-Kreislauf-Krankheiten heute länger als früher. Doch umso schneller werden wir jenseits des Limes erwartet als zu entsorgendes Material, als toxikologischer Kadaver oder schwermetallhaltiger Sondermüll. Die Spezialisten machen sich ans Rezyklieren. Statt schwarzer Trauerkleider hasten weisse und grüne Spitalkittel um den Toten.

Der Kadaver ist diesseitig. Wir hinterbliebenen Hygieniker müssen mit den Relikten, Reliquien und dem Restmüll fertig werden, oszillierend zwischen Anteilnahme, gespielter Nüchternheit und therapiegläubiger Apathie: Erd- oder Feuerbestattung, Brockenstube oder Kehrlichtverbrennung, Erinnerungsschrein oder matrilineare Vererbung. «Beschönigung und Normierung aber sind immer Kinder der Verdrängung. Und Sentimentalität verbirgt häufig genug Eiseskälte.» (Faerber 204)

Profanisierung und Verbürgerlichung seit der Reformation

In der Reformationszeit, die die Messe mit der Predigt, den Altar mit der Kanzel, das Geheimnis der Sakramente mit administrativem Bildersturm vertauschte, verbot Zwingli jeden Heiligenkult und Grabschmuck (Steine, Inschriften). Nicht die Perspektive einer Auferstehung wurde ins Zentrum gerückt wie bei den Katholiken, die in den Beinhäusern die Knochen teilweise kunstvoll ordne-

ten, sondern die verbale Verdankung des Lebens in der Leichenpredigt. Das diesseitige Erinnern nivellierte alle Toten auf dem profanisierten Gottesacker: soziale Unterschiede, die anhand der Grabbeigaben erkennbar waren, wurden getilgt. Im 18. Jahrhundert wurde allerdings wieder das Gegenteil praktiziert. Statt Gedächtnisfeiern (Dreissigster, Jahrzeit, Seelenmesse) waren Gebühren direkt karitativen Zwecken zuzuführen. (Illi 116)

Die reformierten Friedhöfe (z.B. Sihlfeld in Zürich, 1877) setzten im 19. Jahrhundert eine für alle gültige Verordnung ein: Aufhebung von Standes- und Konfessionsunterschieden, Nivellierung der Bestattungstopographie (Würdenträger und Adelige wurden ehemals vielfach im Kirchenschiff oder in den Kreuzgängen beerdigt; je weiter weg von der Kirche, desto grösser das soziale Gefälle); des Weiteren Verbot von Sonderbestattungen (für Delinquenten, Selbstmörder, Ungetaufte usw., die beispielsweise in Zürich auf dem Malefikantenfriedhof an der Sihl beigesetzt wurden, dessen periodische Überschwemmungen ein Gedenken unmöglich machten) und beschränkte Zulassung von Grabmalen mit Epitaphien und Blumenschmuck, die eine wieder erwachte religiöse Innerlichkeit und Empfindsamkeit dem Ableben des andern gegenüber ausdrückten.

Mit der Kommunalisierung und Zentralisierung wird das Bestattungswesen Teil der städtischen Administration, fern vom Kulturbereich. In Zürich wurde 1891 die kostenlose Kremation eingeführt. Später übernimmt die Verwaltung als damals wie heute bestimmende Instanz den Transport von sechs Angehörigen von der Kirche zum Friedhof. Damit wurden Trauerumzüge und öffentliches Leichengeleit obsolet, Gefühlsausbrüche in der Öffentlichkeit vermieden und der Tod als Privatsache behandelt.

Einführung der Kremation

Nach ersten Versuchen 1871 in Mailand liess sich 1876 der vor Ort verstorbene, ursprünglich zürcherische Textilkaufmann und Mäzen Albert Keller zur Eröffnung des Krematoriums, nach einer Übergangszeit in einbalsamiertem Stadium, gleich als Erster verbrennen. (Thalman 107) Den Auftakt, um das Verhältnis zu den Verstorbenen im deutschsprachigen Gebiet neu zu positionieren, machte das erste Krematorium in der thüringischen Residenzstadt Gotha 1878. Zuvor waren 1873 erste technische Vorschläge an der Weltausstellung in Wien durch Lodovico Brunetti präsentiert worden, 1874 gelangen der erste Kremierungsversuch auf der Naturforschertagung in Breslau und zwei Leicheneinäscherungen in Dresden. In einem Klima, in dem sich führende

Intellektuelle vor allem in der Zeitschrift «Die Gartenlaube» Argumentationsduelle im Ethik- und Hygienediskurs lieferten, gediehen auch Thesen und Theorien rund um Infektionen, Leichengift und Miasmen. Die internationalen medizinischen Kongresse in Florenz 1869 und in London 1871 traten für die Einführung der Feuerbestattung ein. Dem Vorhaben nicht sonderlich zuträglich war hingegen die fatale Verwandtschaft von Hochofenbau und Regenerativfeuerung, deren Nebenprodukt der Kremierungsöfen der Gebrüder Werner und Friedrich Siemens darstellte, mit Schlachthausbauten und Müllverbrennungsanlagen. Nachdem jedoch alle bakteriologischen Gefahren, die von frischen Kadavern ausgehen könnten, Ende des Jahrhunderts widerlegt waren, wurde die von Feuerbestattungsvereinen lancierte Forderung, bloss hocherhitzte Luft ohne Zusatzstoffe zu verwenden, um Rauchfreiheit und Geruchlosigkeit zu garantieren, schliesslich anerkannt, wenn auch soziographisch unterschiedlich genutzt. In Deutschland betrug die Einäscherungsquote zwischen 1878 und 1898 magere 0,02% der Gesamtbestattungen, davon waren über 83% Protestanten. 1920 lag sie bei 1,8%, 1930 bei 7,5%. Die Zunahme war vor allem in den Städten offensichtlich, z.B. in Hamburg von 2,8% (1913), 17,5% (1925) auf 27,8% (1930). (Fischer 104, 116) Teilweise dauerte es noch weit ins 20. Jahrhundert hinein, bis das religiöse Tabu fiel: Erst seit 1963 ist die Einäscherung mit folgender Urnenbeisetzung auch bei Katholiken offiziell erlaubt.

Zum Durchbruch in Zürich verhalf vor allem die Einäscherung des 1913 beigesetzten August Bebel, des Führers der deutschen Sozialdemokratie und Befürworters der Feuerbestattung. Die Farbe Rot, gepaart mit der Symbolkraft des Feuers, verhalf der Feuerbestattung zu ungewohntem Rückhalt und popularisierte sie in der Arbeiterschicht. Analog zu industriellen Arbeits- und Produktionsabläufen war die Feuerbestattung zusehends ein entscheidender Baustein bei der Rationalisierung des kommunalen Bestattungswesens. (Fischer 114f.) In der Stadt Zürich lassen sich heute die Schweizerinnen und Schweizer zu weit über 90% feuerbestatten, die Ausländerinnen und Ausländer (vor allem Muslime) hingegen kaum, woraus ein seit Jahren identischer Quotient von 84% resultiert.

Umgang mit dem Tod im Kremationszeitalter

In der Praxis stellte die Schnittstelle von Technik und Trauerfeier Probleme: Wie entgleitet der Sarg, ohne Einblick auf die Verbrennungsmaschinerie zu geben und ohne die Pietätsgefühle der Trauernden zu verletzen? Soll die mechanische Bühnenvorrichtung den Sarg versenken,

in der Horizontalen verschieben oder einer Apotheose gleich in die Höhe heben lassen? Durch vertraute Muster der Sepulkralkultur (zeremonielle Handlungen, Riten, Tücher und Requisiten, Kränze, Kerzen und Blumen-gestecke, gottesdienstliche Trauermusik) wurde genügend Ablenkung der Trauergäste vom Brennofen erreicht.

Das Herrichten der Leiche gibt nach wie vor Anlass zu einer Distanzierung und Entpersonifizierung, gleich einer physischen Ausgliederung aus dem Kreis der Lebenden (Feldmann 100): Die Verwandten ins Nebenzimmer abdrängen, zur Berührung Handschuhe überziehen (die Mär vom Leichengift geht nach wie vor um), Augen und Mund des Toten mit Hautleim verkleben (kein gebrochener, dramatischer Blick wie z.B. in säkularisierten Filmdarstellungen), Hände fixieren, waschen, ankleiden (gelöste Haare, keine beengenden Kleider und geschlossenen Knöpfe), einsargen, verschieben in einen gekachelten Kühlraum, aufbahnen auf einem Katafalk, abdanken in einer sterilen Halle, dem Blickkontakt entziehen, kremieren bei einer Verbrennungstemperatur von rund 1000°C innerhalb einer Stunde auf knapp zwei Kilogramm reiner, auskalinierter Asche und bestatten in nummerierten Kolumbarien, schwer auffindbaren Urnenhainen (ab 1920) oder in der Ortlosigkeit eines anonymen Rasenfeldes (ab 1950).

Alles im Griff

Die Feuerungstechnik galt lange und vielen ob der reibungslosen Entsorgung als pietätlos und unästhetisch. Ihr haftete das Stigma des Mechanistischen an. Das verwundert nicht angesichts der, in den 1960er-Jahren bei Brown Boveri AG entwickelten, auf dem Gas-Regenerativsystem basierenden Hochleistungseinäscherungsanlagen (das körpereigene Fett dient als Hauptbrennstoff) mit einer Kapazität von 30 bis 50 Leichen pro Tag unter der marktwirtschaftlichen Devise «Entsorgung zu Selbstkosten». Wer die Entsorgungstechnik mit Abgaswerten, Umweltverträglichkeitsprüfungen, ISO-Normen, Leanmanagement und All-in-one-Service im Griff hat, glaubt andererseits, das Unfassbare, das Unumgängliche psychisch besser und schneller verarbeiten zu können. Heute hat der Wunsch nach Verbrennung mehrere Gründe. Zum einen wird die Kostengünstigkeit genannt, andererseits auf diese einfachste Form der nichtkonfessionellen Bestattung hingewiesen. Entscheidend sind aber auch andere Beweggründe wie: im Zeitalter brüchiger Klein- und Patchworkfamilien niemandem zur Last fallen, weil das Grab gepflegt werden soll; überall verstreut sein; keine Spuren hinterlassen; lieber schnell verbrannt sein als jah-

relang in einer Ahnenbrühe (Bestatterjargon) schwimmen; Feuer gibt helle Wärme, im Boden ist es kalt und dunkel. Dies sind, nebst aller ökologischen Berechtigung, auch Indizien für eine gesellschaftliche Vereinsamung, respektive positiv ausgedrückt: für eine selbst gewählte Jenseitsflexibilität.

Elektronische Gedenkstätten

Doch stellen wir die Frage nach den Entsorgungs-Spezifika unserer Zeit. Unser haptisches, auratisches Zeitalter wird von einer Virtualität abgelöst, bei der allein der leichte Druck mit den Fingerkuppen Kommunikation bewirkt. Die digitale Aufrüstung der Haushalte bringt es mit sich, dass die Entsorgung der Leiche selbst vermehrt in den Hintergrund rückt. Internette Memorials mit ihren posthum rekonstruierten und fiktionalisierten Identitäten und profanen Hagiographien etablieren sich in autarken, alphabetisch, geographisch oder nach Todesursachen geordneten Systemen. Solche elektronischen Gedenkstätten stehen in ihrer ephemeren Erscheinung in schroffem Gegensatz zu den unverrückbaren Sarkophagen.

Diese virtuellen Friedhöfe sind abgekoppelt von religiös oder kommunal motivierten Betreibern; weder Friedhofs- noch Zivilstandsämter sehen darin ein öffentliches Interesse. Der vollends säkularisierte Tod schafft sich hier ein sinnstiftendes Reduit, ohne der Kontrolle von Tradition und Konvention zu unterliegen, und zwar mit höchst differenzierten und variablen Möglichkeiten, subjektive Befindlichkeit öffentlich zu artikulieren und auf einer kollektiven Kulturplattform mehr oder weniger dauerhaft zu verankern. (Geser, in: Last minute 229) Durch das kollektive Durchleben von seelen- statt blutsverwandten Trauerphasen und die Bewusstmachung unmittelbarer Gefühle im Sinne einer sozialen Rückmeldung werden Empathien geweckt. (Schwibbe/Spieker 231) Der öffentlich zugängliche Ort erhält nicht nur das Andenken, sondern bietet sich den Überlebenden zugleich als Chance, durch aktive Artikulation ihrer Emotionen die notwendige Trauerarbeit zu verrichten. Im Gegensatz zu den kurzfristigen Trauerzirkularen und Todesanzeigen im paralyisierenden Bestattungstakt (Trauernde sind leicht lenkbar) eignen sich Web-Memorials gut für den Ausdruck verzögerter Gefühle und Erinnerungen, die erst im Zuge längerfristiger Trauerarbeit akut werden und mit denen die Hinterbliebenen sich bisher (auch im informellen Bekanntenkreise) meist völlig allein gelassen fühlten. (Geser, in: Last minute 233f.) Das digitale Netz ist voll von Selbsthilfegruppen, die das richtige Wort zur richtigen Zeit an die richtige Adresse senden. (Geser, in: Last minute 237) Soweit die Kulturwissenschaftler.

Weiterführende Literatur:

ABB-Elektro-Kremationssofenanlage. Werkdokumentation. Baden o.J.

[1992]

Daxelmüller, Christoph (Hg.): Tod und Gesellschaft – Tod im Wandel. Regensburg 1996

Faerber, Regina: Der verdrängte Tod. Über die Unkultur mit unseren Toten. Genf 1995

Feldmann, Klaus: Sterben und Tod. Sozialwissenschaftliche Theorien und Forschungsergebnisse. Opladen 1997

Fischer, Norbert: Vom Gottesacker zum Krematorium. Eine Sozialgeschichte der Friedhöfe in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert. Köln 1996

Illi, Martin: Wohin die Toten gingen. Begräbnis und Kirchhof in der vorindustriellen Stadt. Zürich 1992

Last minute. Ein Buch zu Sterben und Tod. Ausstellungskatalog. Lenzburg 1999

Nölle, Volker: Vom Umgang mit Verstorbenen. Eine mikrosoziologische Erklärung des Bestattungsverhaltens. Frankfurt/M. 1997

Roost Vischer, Lilo: Alltägliche Leichen. In: kea. Zeitschrift für Kulturwissenschaften. Nr. 9: Tod. Bremen 1996, S. 211–227

Schibbe, Gudrun/Spieker, Ira: Virtuelle Friedhöfe. In: Zeitschrift für Volkskunde. Münster 1999, S. 169–245

Stefenelli, Norbert (Hg.): Körper ohne Leben. Begegnung und Umgang mit Toten. Wien 1998

Thalman, Rolf: Urne oder Sarg? Auseinandersetzungen um die Einführung der Feuerbestattung im 19. Jahrhundert. Bern 1978

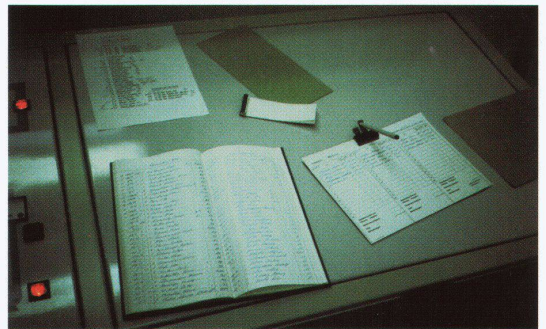
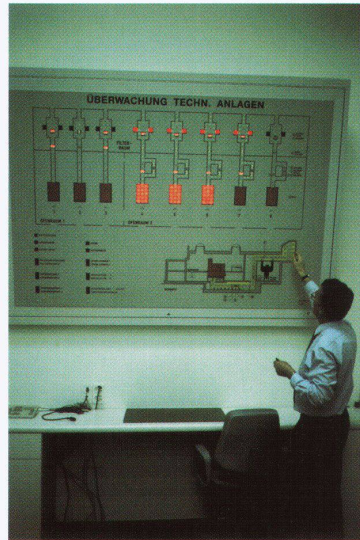
Vom Totenbaum zum Designersarg. Zur Kulturgeschichte des Sarges von der Antike bis zur Gegenwart. Kassel 1993

Cyberexistenz zur Überwindung des Todes

Doch stimmt diese Verklärung interaktiver Spurensicherung und Kontemplation? Werden im Internet Tod und Trauer wirklich bekundet oder ist es nicht eher Ausdruck inkohärenter, fließend konstruierbarer Persönlichkeiten? Ist die Herstellung eines Memorials nicht in Wahrheit eine ephemere Entsorgung fiktiver Seelen im digitalen Äther? Zwar mögen die seitenlangen geschwätzigen Bezeugungen Betroffenheit markieren, doch wichtiger scheint mir, dass hier alle leben, wieder auferstanden sind. Der Hades ist überwunden, hier werden unisono die Osternacht und der jüngste Tag zelebriert. In einer nicht mehr versiegenden Kolonne defilieren, paradiere, prozessieren die virtuellen Cyborg-Seelen durchs Netz, gesäumt von bunten Bilderbiographien, tönenden Epitaphien, welken Nelken und kläffenden Pets. Das surreale Leben, das Leben nach dem Leben, ist paradiesisches Ereignis für alle, gespeist von international verstreuten, gerade wegen der Anonymität höchst sensibilisierten Zurückgebliebenen, die den eigenen, zukünftigen digitalen Esoterikhimmel in einer Mischung aus erwachsener Technotrauer und kindlicher Wunderparty antizipieren; bald führen auch sie eine im Voraus konzipierte Cyberexistenz. Der private Tod wird im Wettbewerb mit Stars und Starlets in narzisstischer Selbstüberschätzung zur sehnsuchtvollen Heldenapotheose stilisiert. Die Konfession heisst Spass-Nirwana, das Sterbedatum ist der Geburtstermin der Netzadresse.

Weil wir den toten Menschen nicht mehr als wirklich toten Kadaver wahrnehmen und keine Zeit haben, uns von ihm von Angesicht zu Angesicht endgültig zu verabschieden (Totenmasken und -bilder vermitteln genau diese Gewissheit der Endgültigkeit, sie haben Beweiskraft und deshalb permanente Erinnerungsfunktion), lebt er als Lebendiger immer weiter. Er scheint nie verstorben. Sein Lebensbild ist auch sein Nachlebensbild.

Die Digitalisierung des Biologischen lehrt uns auf neue Art, dass unser Leben flüchtig ist. Der Mensch des 21. Jahrhunderts unterwirft sich auch physisch dieser fortwährenden Mobilität. Ein individuell fixierbarer Standort ist auch nach dem Leben nicht mehr fassbar. Anonymität und Ortlosigkeit verweisen auf einen Auflösungsprozess, der sich nach dem funktionalisierten Tod in pantheistischer Esoterik äussert. Die Erdung des Menschen (terra es et terram eritis) hat ausgedient. Integrieren wir den Tod ins Diesseits! Schänden wir die zu Touristenattraktionen degradierten Gräber grüner Lungen; sie liessen sich doch als innerstädtische Naherholungsgebiete sinnvoll und zweckrational umnutzen. F.F.V.



Krematorium Nordheim,
Zürich, 1993

Fotos: Fritz Franz Vogel